

# LPR—forum—medienzukunft



Verlagsbeilage/Anzeigen der **Frankfurter Rundschau** Samstag/Sonntag, 28./29. Mai 2011



DIPREGO/FOTOLIA.COM

## Netz und Neuronen

Das digitale Zeitalter verändert unsere mediale Welt – rasend schnell und nur schwer beherrschbar. Die Hessische Landesanstalt für privaten Rundfunk hat sich dieser Entwicklung angenommen und am Donnerstagabend zu einem Forum mit dem Titel „Netz und Neuronen“ für Branchenkenner, Politiker und Medienmacher eingeladen. Hier wurde diskutiert und informiert. Vor allem darüber, wie Medien unser Denken und Handeln beeinflussen. Die aktuelle Forschung belegt, dass es hierfür nicht nur psychische Gründe gibt. Die Medien verändern sogar unser Gehirn an sich.

## Plastizität des Gehirns

Die Neurowissenschaftlerin Katrin Amunts vom Forschungszentrum Jülich hat in den vergangenen Jahren viel auf dem Gebiet der Plastizität des Gehirns geforscht. Beim LPR-Forum erklärte sie den Gästen nicht nur, wie das Gehirn funktioniert, sondern zeigt auch wie besondere Reize unser Gehirn dazu anregen, sich selbst neu zu organisieren, sogar umzubauen. In ihrem anschaulichen Vortrag belegt sie zum Beispiel, dass Computerspiele tatsächlichen Einfluss auf die Struktur des Gehirns haben können – und dass Computerspiele unsere emotionalen Kurven im Gehirn beeinflussen können.

## Digitales und Debatten

Ein hochkarätiges Podium, bestehend aus Journalisten, Soziologen und Kulturwissenschaftlern diskutierte die von der Neurowissenschaftlerin Katrin Amunts präsentierten Forschungsergebnisse und setzte die gewonnenen Erkenntnisse mit den eigenen Wirkungsfeldern in Bezug. Zentrale Frage war hierbei, welche Verantwortung Medienmacher tragen, welche Erkenntnisse der Hirnforschung Medienmacher für sich nutzen können und dürfen und bemerkten dabei, dass es vor allem im digitalen Zeitalter immer wichtiger wird, die Menschen zu mündigen Medienkonsumenten zu erziehen.



# Ipr-forum-medienzukunft

Verlagsbeilage/Anzeigen der **Frankfurter Rundschau** Samstag/Sonntag, 28./29. Mai 2011

4/5



Der Blogger Markus Beckedahl, hier auf dem Weg zum Podium.



Diskussion, Information und Debatte: Auf dem Podium sitzen (von links) Jeffrey Wimmer, Nathalie Singer, Rouven Schellenberger, Ingrid Scheithauer, Katrin Amunts und Marian Adolf.



Katrin Amunts erklärt die Funktionsweise des Gehirns...



Das anschließende Get-together im Anschluss war ein wahrer Branchentreff.

## Netz und Neuronen im Westhafen Pier Frankfurt

LPR Hessen stellt ihre Medienkompetenz unter Beweis und bietet Machern wie Entscheidern einen Nachmittag Gelegenheit zum Blick über den Tellerrand

Die Hessische Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien – LPR Hessen – ist für private Radio- und Fernsehanbieter in Hessen und für hessische Mediendienste zuständig. Sie hat dafür zu sorgen, dass die gesetzlichen Bestimmungen in den privaten Medien in Hessen eingehalten werden und der Allgemeinheit ein möglichst vielfältiges Medienangebot zur Verfügung steht. Zu den Aufgaben der LPR Hessen gehört heute neben der Lizenzierung von Radio- und Fernsehveranstaltern und der Aufsicht über Rundfunk- und Telemedienangebote auch die Förderung von Medienkompetenz. Die LPR Hessen betreibt die Medienprojektzentren Offener Kanal, unterstützt Nicht-kommerzielle Lokalradios und fördert die Einführung und den Betrieb von Übertragungswegen. Die LPR Hessen initiiert und unterstützt ebenfalls Projekte im Bereich Medienforschung und ist auch auf medienwirtschaftlichen Feldern aktiv.

Jedes Jahr ist die LPR Hessen Ausrichter eines Forums, bei dem Medienmacher, Politiker und Medienwissenschaftler zusammenkommen, um über sich über ein aktuelles Thema auszutauschen. Die diesjährige Veranstaltung unter dem Titel „Netz und Neuronen“ beschäftigte sich am Donnerstagabend im Westhafen Pier in Frankfurt mit den Auswirkungen der digitalen Medien wie Internet

und Computerspiele auf das menschliche Gehirn. Bewährtes Konzept der LPR-Foren ist ein Keynote-Speaker, der den anwesenden Medienmenschen dabei hilft, auch mal über den eigenen Teller-Rand zu schauen. In diesem Jahr war das die Neurowissenschaftlerin Katrin Amunts, die den Anwendenden zunächst einmal leicht verständlich die grundlegenden Funktionsweisen des Gehirns nahebrachte. Dies diente als Grundlage, um die aktuellsten Forschungsergebnisse zur Plastizität des Gehirns zu verstehen. Denn dank Amunts' Arbeiten ist nun belegbar, dass die Nutzung von Medien, besonders von digitalen Medien, durchaus einen physischen Einfluss auf das Gehirn hat. Gemeinsam philosophierte und diskutierte das prominent besetzte Podium im Anschluss an ihren Vortrag darüber, welchen Effekt die Medien auf die Denk- und Entscheidungsweise von Menschen haben und welche besondere Verantwortung hierbei auf den Machern der digitalen Medien lastet. Natürlich wurde der Abend im Anschluss an die Diskussion mit einem angenehmen Get-together garniert, bei dem die geladenen Gäste im Westhafen Pier den Abend ausklingen lassen konnten. Vor allem die Kollegen aus den Medien nutzten die Gelegenheit zugleich als informellen Branchentreff, bei dem nicht nur diskutiert, sondern auch viel geplaudert wurde.



...wozu sie auch schematische Darstellungen verwendet.



Mediensoziologe Jeffrey Wimmer.



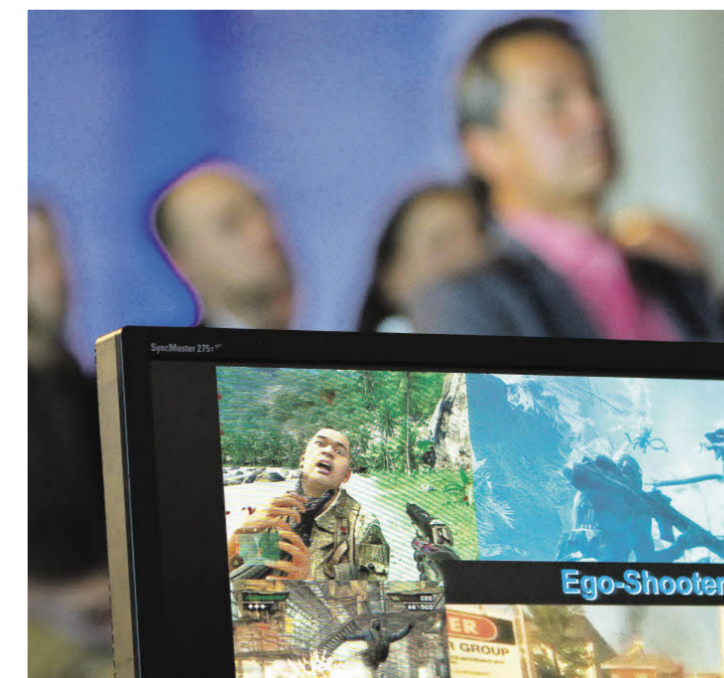
Rouven Schellenberger.



Konzentriert folgt das Publikum dem Vortrag und der Debatte.



Ort des Geschehens: der edle Westhafen Pier 1 in Frankfurt.



Auch Teil der Präsentation: schockierende Ego-Shooter-Screenshots.



LPR-Direktor Wolfgang Thaenert bei der Eröffnungsrede.

# Wie das Hirn Informationen verarbeitet

Ein Gespräch mit der Neurowissenschaftlerin Katrin Amunts über die Plastizität des Denkapparates und mögliche Auswirkungen der Umwelt auf

*Das menschliche Gehirn, so zeigt uns die Neurowissenschaft, passt sich an, verändert sich, es verarbeitet alle Wahrnehmungen und alles hinterlässt Spuren. Wie muss man sich das vorstellen, was Ihre Disziplin „Plastizität“ des Gehirns nennt?*

In den ersten Lebensjahren kommt es zu besonders großen strukturellen Veränderungen. Es kommen neue Verbindungen dazu, und es fallen Verbindungen weg, die nicht gebraucht werden. Nicht nur die funktionelle Organisation ändert sich, sondern selbst die anatomische Vernetzung der Hirngebiete kann sich umbilden. Die „Hardware“ unterliegt gleichsam einer permanenten Entwicklung. Auch beim Erwachsenen ist das Gehirn kein statisches Gebilde, sondern verändert sich. Das betrifft zum Beispiel die Ebene der Synapsen. Synapsen sind die Orte, an denen die Information von einer Nervenzelle auf eine andere über einen chemo-elektrischen Mechanismus weiter geleitet wird. Zudem gibt es fortlaufende Anpassungen der Effizienz der Signalübertragung. Der Mechanismus ist außerordentlich komplex, aber durch Untersuchungen der vergangenen zwei Jahrzehnte weitgehend geklärt. Diese Veränderungen können vorübergehend oder langfristig sein. Sie sind unter Umständen nach kurzer Zeit nicht mehr nachweisbar. Das Gehirn ist also nicht nur ein plastisches, sondern ein sehr dynamisches System, das auf Umwelteinflüsse, Erkrankungen oder Alterungsprozesse im Rahmen seiner genetischen Voraussetzungen reagiert. Das kann Moleküle und Zellen betreffen; die Umbauvorgänge können so umfangreich sein, dass sie sogar ganze Zellverbände verändern und mit bildgebenden Verfahren sichtbar und messbar werden. Schließlich gibt es schier unendlich viele Möglichkeiten, wie diese verschiedenen Ebenen miteinander interagieren.

*Übung macht den Meister, heißt es. Wenn man etwas intensiv und über lange Zeit übt, zum Beispiel Geige oder Klavier spielen, hinterlässt das Spuren im Gehirn?*

Ja. Wir haben eine Studie mit Berufsmusikern durchgeführt, die schon als Kinder angefangen haben, Klavier zu spielen. Sie haben dies während ihres Musikstudiums fortgeführt. Wir haben magnetresonanztomographische Bilder ihrer Gehirne mit denen von Nichtmusikern verglichen. Alle waren Rechtshänder. Da bei Geigern und Pianisten ein sehr intensives beidhändiges Training stattfindet, wird also auch die linke Hand intensiv feinmotorisch trainiert. Deshalb war es für uns nicht verwunderlich, dass die Musiker geringere Unterschiede als die Nicht-Musiker in der Geschicklichkeit zwischen linker und rechter Hand aufwiesen. Die Musiker waren wie erwartet insgesamt schneller und geschickter mit beiden Händen als die Nicht-Musiker. Uns interessierte die Frage, ob

diese Unterschiede in der Feinmotorik mit Umbauvorgängen im Gehirn einhergingen. Die magnetresonanztomographischen Bilder zeigten in einer quantitativen Analyse, dass die Hirnregionen, die Bewegungen der linken oder rechten Hand steuern, die sogenannte motorische Hirnrinde, bei den Musikern größer waren als bei den nichttrainierten Vergleichspersonen.

*Was bedeutet das?*

Offensichtlich geht eine größere Geschicklichkeit mit mehr Nervengewebe in der Steuerzentrale einher. Man muss außerdem wissen, dass die linke motorische Hirnrinde die rechte Hand steuert, wohingegen die rechte motorische Hirnrinde für die linke Hand verantwortlich ist. Verblüfft hat uns, dass die Größenunterschiede zwischen linker und rechter motorischer Hirnrinde geringer bei Musikern waren als bei Nicht-Musikern. Das heißt, die funktionelle und strukturelle Anpassung in Leistung, Bau und Größe der Hirnregion, die für Handbewegungen zuständig ist, spiegelt auch die gesteigerte beidhändige Leistung wider. Zudem konnten wir nachweisen, dass die Musiker eine umso stärkere Vergrößerung der motorischen Rindengebiete zeigen, je früher sie angefangen haben, das Klavierspiel zu trainieren. Auch dieser Zusammenhang zwischen individueller Lebensgeschichte und plastischer Anpassung des Gehirns zeigt, dass Training, das Klavierspielen, das Gehirn verändern kann.

*Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern im 15. Jahrhundert hat nicht nur für die Verbreitung von Luthers Bibelübersetzung gesorgt und die Reformation, sondern auch für große gesellschaftliche Umbrüche. Es hat sich in Folge allmählich auch eine Kultur des Lesens entwickelt. Kann man vermuten, dass sich damit unsere Hirnstrukturen verändert haben?*

Man darf sich das nicht so vorstellen, dass sich in der Folge von Gutenbergs Erfindung ein neues Gebiet im Gehirn entwickelt hat. Es ist kein „Lesezentrum“ entstanden. Lesen ist vielmehr ein komplexer Vorgang, der einen Abgleich und die Verarbeitung verschiedener visueller Informationen erfordert. Wir müssen davon ausgehen, dass Lesen aus einem Zusammenspiel visueller, akustischer, formal logischer und weiterer allgemeinwirksamer Funktionen zusammengesetzt ist. Dazu gehört auch eine Interpretationsfähigkeit semantischer Kategorien, die erforderlich ist, um die Bedeutung dessen, was ich gelesen habe, zu verstehen. Beim Lesen ist auch das Gedächtnis involviert; ich muss mir zum Beispiel bei einem langen Satz merken können, wie er angefangen hat. Diese allgemeinen Funktionen waren schon vorhanden, bevor Gutenberg den Druck oder der Homo sa-



Neurowissenschaftlerin Katrin Amunts bei ihrem Vortrag zum LPR-Forum am Donnerstagabend.

piens das Schreiben erfunden hat. Das Zusammenspiel der verschiedenen allgemeinen Funktionen zur besonderen Leistung „Lesen“ wird natürlich durch die Ausübung des Lesens im Sinne der Plastizität des Gehirns gesteigert. Die Einflüsse auf kultureller und gesellschaftlicher Ebene scheinen mir ähnlich bedeutsam wie die plastischen Veränderungen im menschlichen Gehirn.

*Was ist anders für das Gehirn beim Lesen von Gedrucktem im Vergleich zum Lesen von Texten am Bildschirm und Surfen im Netz? Wird unsere Informationsverarbeitung schneller, aber auch oberflächlicher?*

In einer magnetresonanztomographischen Untersuchung haben Wissenschaftler gezeigt, dass bei unerfahrenen Internetnutzern die Hirnaktivierung beim Lesen auf dem Bildschirm sich nicht von der beim Surfen im Internet unterscheidet, bei dem ebenfalls Le-

sefunktionen notwendig sind. Bei erfahrenen Internetnutzern ist eine stärkere und ausgedehntere Hirnaktivierung sichtbar, die sich von der beim Bildschirmlesen unterscheidet. Allerdings sind die Unterschiede wohl eher darauf zurückzuführen, dass durch die zum Beispiel höhere Geschwindigkeit des Lesens beim Surfen auch quantitativ höhere Anforderungen an das Gehirn gestellt werden. Das Muster der aktivierten Hirnregion ist in allen Fällen ähnlich. Wir können daher auch davon ausgehen, dass der Unterschied zwischen dem Lesen von Gedrucktem und dem Lesen auf dem Bildschirm vergleichbare Hirnreaktionen hervorruft. Dennoch kann man Veränderungen in der Hirnaktivierung nicht völlig ausschließen, wenn wir das eigentliche Gebiet der lesebedingten kognitiven Leistungen verlassen, denn das Gehirn reagiert anders, wenn es unterschiedlichen Input bekommt. Bücher zum Bei-

spiel kann man anfassen. Die unterschiedliche haptische Information könnte durchaus unterschiedliche Hirnreaktionen hervorrufen. Elektronische Texte sind zudem sehr viel uniformer in ihrem Erscheinungsbild. Zudem macht es auch einen Unterschied, ob ich in einem gedruckten Buch oder in einem elektronischen Buch zurückblättere, vorspringe oder diagonal lese.

*Wenn wir Lesen, setzen wir unser „Kopfkino“ in Gang und produzieren selbst Bilder. Wir leben aber in einer medialen Bilderwelt, die unser Hirn nicht mehr zum Generieren eigener Bilder reizt. Wird unser Hirn folglich bequemer?*

Natürlich kann eine Überflutung mit Bildern zu einer kognitiven „Resignation“ und in der Folge auch zu einer gewissen Wahrnehmungseinschränkung kommen. Der passive Konsum großer Bildmengen und das häufige An-

schaufen von Videoclips schränkt Raum ein, eigene Bilder zu generieren. Grundsätzlich gilt sicher: Es macht uns ärmer und unser Gehirn träger, wenn wir nur passiv konsumieren. Eine angemessene Auseinandersetzung mit Bildern und Texten erfordert Zeit und eigene geistige Inagination; dies führt zu Lernvorgängen, die mit einer organischen Hirnveränderung im Sinne einer sinnvollen Leistungssteigerung verbunden sind. Lernen ist ein aktiver Prozess – es entstehen neue neuronale Verbindungen und es bilden sich zusätzliche Synapsen. Aber hier gibt es sicher noch viel Forschungsbedarf.

*Informationsflut, Beschleunigung, wachsende Komplexität – so lauten die bekanntesten Schlüsselworte für das Leben in der digitalen Welt. Gibt es eine natürliche Obergrenze der Informationsverarbeitung für das menschliche Gehirn?*

Ja, die gibt es, aber wir kennen diese Grenze heute sicherlich nicht, denn Informationsverarbeitung und maximale Kapazität im Gehirn sind nicht einfach aus Messgrößen wie der Anzahl der Nervenzellen oder Synapsen oder gar der Hirngröße ableitbar. Sie können die Grenze der Informationsverarbeitung in einem Computer leicht abschätzen, das Gehirn ist aber kein Computer, sondern eine in seiner Komplexität und Leistungsfähigkeit auch heute noch weitgehend unverstandene biologische Struktur. Einschränkungen der Informationsverarbeitung des Gehirns, wie wir sie bei Patienten feststellen können, sind keineswegs einfach durch Überlastung der vorhandenen Kapazität erklärbar, sondern hängen oft von völlig anderen Mechanismen ab. So spielt zum Beispiel Stress eine wichtige Rolle. Zudem sind die Belastungsgrenzen individuell sehr unterschiedlich.

*Die Medienwelt ist von einer zunehmenden Vermischung von Realitätsebenen und Virtualität gekennzeichnet. Wie wirklich ist die Wirklichkeit für das Gehirn? Bei der Wahrnehmung der uns umgebenden physikalischen Wirklichkeit kommt es durch unsere Sinnesorgane und das Gehirn zu einem Transformationsprozess, bei dem nur noch ein kleiner Teil der Wirklichkeit überhaupt im Gehirn in Form von Signalketten zur Verfügung gestellt wird. Wahrscheinlich sind es die Aspekte der Wirklichkeit, die für unser Überleben als Spezies von Bedeutung sind. Wir sehen also nicht die Wirklichkeit in ihrer ganzen physikalischen Komplexität. Das Gehirn schafft aus den relevanten Informationen ein eigenes Konzept der Wirklichkeit, das der Biologie des Menschen angepasst ist. Wir extrahieren also aus dem Stimulus, der auf unsere Sinnesorgane trifft, Informationen, filtern sie und setzen sie in Erregungsmuster um. Deshalb können auch virtuelle Welten ausgesprochen real auf uns wirken. Dazu gibt es interessante Untersuchungen aus der Psychologie, die den Begriff der presence in den Mittelpunkt stellen. Wir können virtuelle Welten als ganz und gar real wahrnehmen und uns nur zeitweise „erinnern“, dass das, was wir sehen, auf dem Bildschirm ist und dass wir die Person außerhalb des Bildschirms sind. Wir können aber auch tief eintauchen in diese Welten, besonders, wenn wir sie selbst gestalten können. Wenn wir interaktiv mit der virtuellen Welt in Kommunikation treten, dann verschwindet die Grenze für längere Zeit. Die virtuelle Realität wird real.*

*Dann sind wir auf dem Weg von künstlicher Wirklichkeit zur wirklichen Virtualität?*

Das Gehirn unterscheidet das nicht unbedingt. Die Hirnaktivierungen in der virtuellen Welt, die für uns in diesem Moment real ist, sind genau an den gleichen Stellen zu finden wie in der Realität.

*Ist das Wiederauftauchen und Zurechtfinden, eine Orientierung im „richtigen Leben“, schwierig für das Gehirn?*

Das kann sehr schwierig sein, ist aber kein Phänomen, das auf die Online-Welt beschränkt ist. Das kennen wir auch, wenn wir ein Buch lesen – auch da können wir völlig „abtauchen“ und haben dann Schwierigkeiten, uns sofort in der richtigen Welt wiederzufinden. Wir haben uns vielleicht mit dem Helden identifiziert, mitgelitten und es wurden eigene Erinnerungen geweckt, die sich mit denen des Helden vermischen.

*Viele Computerspiele setzen auf Gewalt. Was sagt dieses mediale Verhaltensmuster?*

Mich hat eine Fernsehsendung über automatisierte Kriegsführung sehr nachdenklich gemacht. Es wurden dort drohenähnliche

## DEBATTE UM MEDIEN- UND NEUROWISSENSCHAFTEN

*Welche Schlussfolgerungen* können Medienmacher und Medienforscher aus den Erkenntnissen der Neurowissenschaften für ihre täglichen Aufgaben gewinnen? Das war die zentrale Frage in der Debatte beim lpr-forum-medienezukunft am Donnerstagabend im Westhaus Pier Frankfurt.

**Rouven Schellenberger**, Chefredakteur der Frankfurter Rundschau, fühlt sich von Amunts in der derzeitigen Linie des Hauses bestärkt: Besonders online sei die Frankfurter Rundschau mit der Verbindung von journalistisch fundierten Text-Arbeiten und modernen Darstellungsformen wie Videos, Audio-Files und Slideshows auf dem richtigen Weg. Die Rundschau versehe den Inhalt so mit einer Emotionalität, die dem Leser ja laut Amunts die Aufnahme der Informationen erleichtert. Er sei sich allerdings sicher, dass eine wirklich gut geschriebene Reportage auch ohne multimediale Inhalte die gleiche Emotionalität wie eine gut aufbereitete Online-Geschichte erzeugen kann.

**Nathalie Singer**, Professorin für Medienkunst mit dem Schwerpunkt „Experimentelles Radio“, ist sich nach eigenen Angaben noch nicht sicher, welche Erkenntnisse die Radiomacher aus der Neurowissenschaft gewinnen können. Sie glaubt allerdings, dass es durchaus einen Effekt gibt, weil Radiohören längst kein Familien-Happening, sondern ein alltäglicher und allgegenwärtiger Vorgang geworden ist. Allein die wissenschaftlichen Erhebungen dazu fehlen noch.

**Jeffrey Wimmer**, Professor für Mediensoziologie, berichtet aus seinem Fachbereich, dass die Annäherung zwischen Neurowissenschaften und Mediensozio-

logen in den USA viel weiter fortgeschritten sei als in Deutschland. Hier interessieren sich laut Wimmer die Forscher seiner Disziplin eher für die Auswirkungen des Medienkonsums auf die Moral und Sozialisierung der Nutzer. Zudem gelte es herauszufinden, welche Voraussetzungen in Erziehung und Bildung geschaffen werden müssen, um die Medienkonsumenten zu kompetenten Mediennutzern zu machen.

**Marian Adolf**, Professor für Medienkultur, sieht für seinen Fachbereich viele Berührungspunkte mit den Neurowissenschaften, die es aber noch intensiver zu erforschen gelte. Besonders spannend sei für viele Medienmacher und vor allem Werbetreibende, wie das Gehirn durch den Medienkonsum manipuliert werden und der Konsument dadurch zu noch mehr Konsum angeregt werden könnte. Das wiederum eröffne ein ganz anderes Feld der Forschung, das den Schutz des Medienkonsumenten viel mehr ins Zentrum des Interesses rücken muss. Auch die neurowissenschaftliche Erkenntnis, dass Spiegel-Neuronen kulturell sensibel seien – also kulturell und sozial wichtige Beobachtungen stärker aufnehmen als unwichtige Beobachtungen – sei ein wichtiger Aspekt für seine Forschung.

**Katrin Amunts** selbst betont, dass ein Zusammenhang zwischen Medienkonsum und neuronalen Effekten statistisch schwer nachweisbar sei. Im Ansatz sei das zwar möglich, aber es gebe bei jedem Konsumenten zu viele individuelle Effekte wie zum Beispiel die psychische und intellektuelle Verfasstheit, als dass diese Arbeiten derzeit statistisch valide Rückschlüsse zuließen.

hafter Konsum von Gewaltvideos als ursächlich angesehen wird, eine wissenschaftlich ausreißend gerechtfertigte Feststellung ist dies nicht. Der neurobiologische Mechanismus ist gegenwärtig noch nicht zureichend verstanden.

*Wie wichtig ist Belohnung für unser Lernen und Verhalten?*

Extrem wichtig! Wir sind belohnungsgesteuerte Lebewesen. Wir kennen mittlerweile viele Schaltkreise im Gehirn, die belohnungsabhängiges Verhalten ermöglichen. Dabei können wir feststellen, dass Belohnung viele Hirnprozesse und Lernvorgänge verstärkt. Lernen funktioniert dann gut, wenn Lernen belohnt wird.

Mit Prof. Dr. Katrin Amunts, Direktorin des Instituts für Neurowissenschaften und Medizin, Forschungszentrum Jülich, sprach Ingrid Scheithauer.

### IMPRESSUM

„lpr-mediendum-zukunft“ Anzeigensonveröffentlichung der Frankfurter Rundschau  
Redaktion: Mediendepot Frankfurt GmbH  
Fotos: Michael Schick  
E-Mail: mediendepot@fr-online.de  
Verantwortlich für Anzeigen: Oliver Moll  
Gesamtverstellung:  
FR Publishing GmbH, Depot Sachsenhausen  
Karl-Georg-Platz 1, 60594 Frankfurt am Main

## Fundgrube und Flaschenhals

Zur Zukunft des Öffentlichen in Zeiten der digitalen Medien

Von Marian Adolf

Es ist eine schöne neue Welt der Öffentlichkeit, hört man heute allenthalben. Die neuen Medien – gemeint sind die diversen Kommunikationsmittel des Internet in seiner Ausgestaltung als Web 2.0 – brächten den öffentlichen Diskurs der modernen Demokratie endlich zu sich selbst. Denn auf Facebook, Twitter & Co. werde die Utopie der gleichberechtigten Rede Realität: jeder Empfänger auch ein Sender.

Unsere schlimmsten Befürchtungen sind eingetroffen, hört und liest man andernorts. An die Stelle des Raisonnements der modernen Publizistik sei die Kakophonie der Halb-Informierten getreten. Nun, da jeder was zu sagen hat, allein Kraft Selbstqualifikation, drohe der Untergang der Öffentlichkeit, weil in dem Getöse das wirklich Wichtige auf der Strecke bleibe.

Öffentlichkeit, das ist die wohl ehrenhafteste Diskurs-Fiktion der modernen Demokratie. Sie steht als vielfach idealisierter Begriff für die Vorstellung, dass wir unsere Geschichte selbst in der Hand haben. Das macht diese der aufklärerischen Rationalität verpflichtete Kategorie zu einem stark emotional geladenen Begriff. Und gerade weil Öffentlich-



Medien sind allgegenwärtig. Natürlich auch auf dem LPR-Forum in Frankfurt.

keit so vielen Ansprüchen genügen muss, versteht auch jeder etwas anderes darunter. Darin scheint das grundlegende Missverständnis in der aktuellen Debatte um die Zukunft des Öffentlichen in Zeiten der digitalen Medien zu liegen.

Es lassen sich zwei Grundpositionen ausmachen: Da ist einerseits ein Verständnis von Öffentlichkeit als – virtueller, kommunikativer oder physischer – Raum, wo Menschen, die zuvor keinerlei Berührungspunkte oder -mög-

lichkeiten hatten, ungezwungen zusammenkommen. Diesen Räumen, von der Online-Präsenz des Hasenzüchtervereines bis hin zu themenzentrierten Blogs, fehlt es jedoch oftmals an inhaltlicher Qualifikation und allgemeiner Relevanz. Und da ist andererseits die Vorstellung von Öffentlichkeit als politischer Debatte, die im Modus des vernunftbegabten und gleichberechtigten Austausches geführt wird. Diesen Öffentlichkeiten – aufzufinden in Diskussionsforen, Mailinglisten und Ni-

schonmedien – mangelt es wiederum an aktiver Teilnahme und Popularität, die sie gesamtgesellschaftlich relevant machen würden.

Während die einen Öffentlichkeit also als offenes Forum definieren, und mehr und mehr davon sehen, gilt den anderen die klassische politische Debatte als Maßstab, an dem sich das Meiste, was uns im Netz begegnet, nicht messen lassen kann. Mit einem qualifizierenden, normativen Öffentlichkeitsbegriff beobachten wir

eine andere Entwicklung, als wenn wir unter Öffentlichkeit vor allem eine Zunahme von medial vermittelter Interaktion verstehen.

Dass wir mit einer schlichten Gegenüberstellung dieser Positionen die eigentliche, spannende Entwicklung übersehen, lässt sich an einem aktuellen Fall zeigen: Dass die Enthüllungsplattform WikiLeaks ihre fundamentale Journalismuskritik und die Idee des crowdsourcing durch Laien aufgab, um mit Qualitätsmedien aus aller Welt zu kooperieren („Cablegate“), stellt die ultimative Adaption des klassischen Journalismus durch seine einstigen Netz-Kontrahenten dar. Die Netz-kommunikation wird zur Fundgrube der klassischen Medien, die weiterhin den unverzichtbaren Flaschenhals der Öffentlichkeit darstellen. Die Konfliktlinie, entlang derer die Debatte neue vs. alte Medien bislang geführt wurde, ist falsch gezogen, denn der Funktionsumfang des gesamten Mediensystems ist in stetem Fluss. Ob die neue Öffentlichkeit besser oder schlechter sein wird als die klassische, liegt weniger an den Plattformen und Kommunikationskanälen, als an den handelnden Personen und ihrer Vorstellung davon, was Öffentlichkeit kann und soll.

## Mehr als ein „I like-Button“ ...

Politik braucht die Beteiligung der Bürger – das verlangt Kommunikation auf allen Kanälen

Von Axel Wintermeyer

Hinter ihnen geht die Tür zu. Tage, Wochen, manchmal Monate dauern die Beratungen an. Die Öffentlichkeit bleibt ausgeschlossen, bis sich die Teilnehmer auf einen Kandidaten geeinigt haben. Keine Wasserstands-meldungen dringen nach außen, keine Beeinflussung dringt nach innen. Und schließlich steigt weißer Rauch auf – habemus papam! Ein vollkommenes Offline-Szenario, was sich mancher Entscheider in Politik oder auch Wirtschaft bisweilen wünschen mag. Doch wodurch legitimiert sich Politik? Repräsentative Demokratie bedeutet, die Interessen der Bürger werden durch von ihnen gewählte Vertreter wahrgenommen. Das offene Ohr am Volk zu haben, ist für Politik daher überlebenswichtig. Überlebenswichtig für Politik ist aber gleichzeitig, dass auch das Volk ein offenes Ohr für Politik hat.

Einer sinkende Wahlbeteiligung auf der einen Seite und das nachweislich wachsende Bedürfnis insbesondere auch jüngerer Menschen, sich – wenn auch nur befristet und projektorientiert – engagieren zu wollen, auf der anderen Seite, stellt Politik vor neue Herausforderungen. Dieses Engagement für die Gesellschaft zu nutzen, diesen Willen zur Betei-

gung in konstruktive Mitarbeit münden zu lassen, ist die große Aufgabe, vor der die politisch Verantwortlichen gegenwärtig und in Zukunft stehen. Dabei geht es nicht darum, das politische System zu verwerfen, sondern auf zeitgemäßem Kurs zu halten.

Das Internet als direktes Informations- und Kommunikationsmedium darf man hierbei sicher als große Chance begreifen. Die Mehrheit der Bevölkerung – nicht nur der jüngere Teil – kann sich ein Leben ohne Netz kaum noch vorstellen. Für die junge Generation ist der Umgang mit dem Internet, die Mechanismen der Vernetzung und Mobilisierung im und über das Netz eine Selbstverständlichkeit.

Und für die Politik? Sie muss ihren Weg zwischen kultureller Tradition und digitaler Revolution finden. Nostalgie hilft hierbei nicht weiter. Die Politik muss die technischen Möglichkeiten nutzen und sich stärker für direktere Information und Teilhabe öffnen, um so das politische Interesse auch über das Netz für eine breitere Willensbildung und damit für eine breitere gesellschaftliche Akzeptanz der Entscheidungen zu gewinnen.

Die Möglichkeiten, die das Netz dazu bietet, dürfen aber auch nicht als Allheilmittel über-



Staatsminister Axel Wintermeyer nutzt digitale Medien zur Vermittlung.

bewertet werden. Sich informieren durch 140-Zeichen-Häppchen, sich beteiligen durch den schnellen Klick auf einen „Like-Button“ – das allein führt nicht zwangsläufig zu reflektierten Einsichten, sondern wohl eher zu einer oberflächlichen, nur schein-

baren Demokratisierung. Die Herausforderung für Politik und Politikvermittler ist es daher, die große Attraktivität des Internets und seiner Werkzeuge so einzusetzen, dass eine vertiefte Beschäftigung der Nutzer mit politischen Inhalten erreicht wird. Nur dann ist ein

Dialog aufgeklärt und ergebnisorientiert, und nur dann ist Beteiligung verantwortungsvoll.

Das Web 2.0 hat selbstverständlich auch die Hessische Landesregierung erreicht. Wir informieren über traditionellen Webseiten, wir twittern, posten, streamen – um so viele Bürger wie möglich zielgruppen- und mediengerecht über alle möglichen Kanäle anzusprechen. Ein Kraftakt für die Verwaltung und gleichzeitig eine faszinierende neue Form der Öffentlichkeitsarbeit. Videos, Bilder, Texte – alles muss schnell, am besten live ins Netz. Echtzeitkommunikation eben. So setzt auch der Hessische Ministerpräsident Volker Bouffier in seinen Bürgersprechstunden neben der persönlichen Begegnung oder dem Kontakt am Telefon auf das Internet. Er chattet live und am 31. Mai erstmals per Videostream. Wenige Tage später wird eine Beteiligungsplattform online gehen, mit der sich die Bürger in die Diskussion zur künftigen Energiepolitik des Landes einbringen können. Auch für das Netz und die sozialen Medien gilt: Die Angebote der Politik sind da; Bürgerbeteiligung ausdrücklich erwünscht.

Staatsminister Axel Wintermeyer ist Chef der Hessischen Staatskanzlei.  
www.hessen.de